

D.G.V.

414







Die Angriffe des Herrn Dr. J. Lulvès

auf meine Schriften

Zur Archäologie Aachens

von

C. Rhoen.



80/
17222

Aachen.

Druck von Jos. La Ruelle.

1893.



Die Angriffe des Herrn Dr. J. Lulvès

auf meine Schriften

Zur Archäologie Aachens

von

C. Rhoen.



Aachen.

Druck von Jos. La Ruelle.

1893.



29 v 414
750

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Mittheilungen des Instituts für Oesterreichische
Geschichtsforschung.

Unter Mitwirkung von Ritter v. Säckel und H. Ritter von
In der „kritischen Studie“ des Herrn Dr. Lulvès über die gegenwärtigen Geschichtsbestrebungen in Aachen sind ausser den Publikationen anderer aachener Geschichtsfreunde auch meine Schriften einer absprechenden Beurtheilung unterzogen worden. Obgleich Herr Dr. Wacker die grosse Güte hatte, in seiner „Entgegnung“ auf den „kritischen“ Versuch des Herrn Dr. Lulvès einen Theil meiner Vertheidigung zu übernehmen, so habe ich mich trotzdem nach einiger Ueberlegung entschlossen, auf manche Vorwürfe, deren Zurückweisung dem Herrn Dr. Wacker naturgemäss ferner liegen musste, im Nachfolgenden selbst die Antwort zu geben.

Die von Herrn L. mir gegenüber erhobenen Beschuldigungen sind in einem derart verletzenden und hochmüthigen Tone gehalten, dass ich mich fragte, was denn Herr L. wohl veranlasst haben könnte, mich in so masslos persönlicher und gehässiger Weise anzugreifen. Möglicherweise ist es der Umstand, dass ich mit dem damaligen Vorgesetzten L.'s, dem Herrn Archivar Pick, öfters wissenschaftliche Kontroversen ausgefochten habe. Wie dem auch sei, man wird es erklärlich finden, dass ich mich nicht dazu verstehen konnte, auf die von Herrn Dr. Wacker nicht berührten L.'schen Angriffe zu schweigen.

Den grössten Vorwurf, den L. mir gemacht hat, stelle ich an die Spitze: es ist der des Plagiats, der „Leichenberaubung“, wie sich L. auszudrücken beliebt.

Wenn nun jemand beim Anblick dieser Blätter denkt: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt“, so bitte ich berücksichtigen zu wollen, dass meine Berufsgeschäfte mir wenig Zeit zu andern Arbeiten lassen, während Herr L. neben seiner sonstigen Beschäftigung noch immer Zeit genug gefunden hat, seine „kritische Studie“ zu verfassen. Doch bin ich gerade durch das verzögerte Erscheinen meiner Schrift in den Stand gesetzt, den Leser von einer erst kürzlich erschienenen Publikation in Kenntniss zu setzen, die, in Verbindung mit L.'s Benehmen mir gegenüber, im höchsten Grade geeignet scheint, dessen Denkart ins richtige Licht zu setzen.

Jeder Leser erinnert sich des grossen Masses moralischer Entrüstung und sentimentaler Reflexionen, welche L. bei der Besprechung meiner Schriften zum Besten gibt. Auch ist allgemein die protzen-

hafte Manier aufgefallen, mit der Herr Dr. Lulvès — vielleicht um sich den Berechtigungsschein für die Unverfrorenheit seiner „kritischen“ Thätigkeit auszustellen — auf der Rückseite der „Studie“ den Titel seines ersten Geistesproduktes mit der Erwähnung und den theilweisen Abdruck von neun (!) Recensionen mittheilt. Die folgende Recension jedoch, auf deren Wortlaut ich aus mehr als einem Grunde genau zu achten bitte, wird Herr L. wohl nicht ins Gefecht führen:

Mittheilungen des Instituts für Oesterreichische Geschichtsforschung.

Unter Mitwirkung von Ritter v. Sickel und H. Ritter von Zeissberg redigirt von E. Mühlbacher. XIV. Bd., 3. Heft, S. 516. Innsbruck 1893.

Dr. Jean Lulvès. Die Summa cancellariae des Johann von Neumarkt. Eine Handschriftenuntersuchung über die Formularbücher aus der Kanzlei König Karls IV. Berlin 1891.

Eines der wichtigsten und meist verbreiteten böhmischen Formelbücher des 14. Jahrh. ist das von Johannes Noviforensis. Eine genauere Untersuchung hat F. Tadra durchgeführt und das Ergebniss seiner Forschung in einigen deutsch und böhmisch geschriebenen Arbeiten veröffentlicht. Die vorliegende Studie von Lulvès fusst vollständig auf jenen Arbeiten Tadras, sogar auf den in böhmischer Sprache geschriebenen (Cas. cesk. Museum 60), was ich deshalb hervorhebe, weil der Verfasser in der Nota S. 5, ich weiss nicht aus welchem Grunde, diese Zumuthung von sich fern zu halten bemüht ist, indem er ausdrücklich sagt, dass diese Arbeit Tadras, weil in böhmischer Sprache geschrieben, unberücksichtigt bleiben musste. Das Verdienst des Verfassers besteht darin, dass er zwei neue Handschriften, die Helmstädter und die Quedlinburger zur Vergleichung heranzog. Er unterscheidet vier verschiedene Redaktionen, die in der Görlitzer Handschrift enthaltene bezeichnet er als die erste, obwohl die Gründe, die er dafür anführt, mir nicht einleuchten. Abgesehen von den kleineren Versehen, wie z. B. dass Leitomischl als mährisches Bisthum bezeichnet wird (S. 9) etc., hat der Verf. mit grossem Fleiss gearbeitet.

Lemberg.

Wl. Milkowic.

Das ist also das Urtheil einer hochwissenschaftlichen Fachschrift über L.s Dissertation! Hier wird ihm vor der ganzen Gelehrtenwelt von einem Fachgelehrten — allerdings in nobeler Form, denn zu dem von L. selbst angeschlagenen rüden Ton herabzusteigen ist nicht jedermanns Sache — vorgeworfen, dass seine Schrift über die Summa cancellariae auf den Arbeiten eines andern „vollständig fusse“. Dazu leugnet aber L., jene böhmische Arbeit benutzt zu haben,

obschon er sie nach Milkowic thatsächlich doch benutzt hat. Er verbindet also nach dem Urtheil des Recensenten das Plagiat mit der Unwahrheit! Nur zwei neue Handschriften hat L. „zur Vergleichung herangezogen“, aber die Aufstellungen L.s bezweifelt Milkowic. Was bleibt also für Herrn L. übrig? Nur ein „grosser Fleiss“¹⁾.

Jetzt ist es an der Zeit, dass Herr Canonicus Viehoff in die Arena eintritt, nicht nur um die Behauptung des Berliner Tageblatts zu illustriren, dass Herr L. sich im Streite mit den aachener Ultramontanen die Krone des Martyriums und deshalb eine Beförderung erworben habe, sondern auch um nachzuweisen, dass Herr Dr. L. . . . das in die Druckerei geschickte Manuscript geschrieben hat! Bescheidene Menschen, die sich genügsam mit diesem Nachweise zufrieden geben — als ob damit der Beweis auch der geistigen Urheberschaft erbracht wäre!

An den Umstand, dass L. nach dem Urtheil des obigen Recensenten nur als Stiefvater seiner Dissertation bezeichnet werden kann, will ich an dieser Stelle keine weiteren Reflexionen über die geistige Vaterschaft der „Studie“ knüpfen. Allerdings könnte man sich fragen, ob L., der beim Erscheinen seiner Broschüre nachweislich nur 15 Monate in Aachen war, ein Material, wie es in der „Studie“ niedergelegt ist, sich durch eigene geistige Arbeit verschaffen konnte, oder ob er nicht etwa — wie nach Milkowics Urtheil bei der Summa cancellariae — auf fremden Arbeiten fussend (er scheint das Fussen zu lieben) das „kritische Opus“ geschrieben hat.

Die gegenwärtige Situation ist jedenfalls — auch für das unbetheilte Publikum — recht ergötzlich. Wir sehen Herrn Lulvès, der sich noch vor kurzem in seiner tendenziösen „Studie“ bei seinem „ehrlichen Streben“ so besorgt um den Schutz geistigen Eigenthums zeigte, nunmehr unter seinem Glasdache sitzen und ängstlich nach den Steinen ausschauen, die von allen Seiten gegen seine gläserne Behausung geworfen werden. Es ist gewiss fatal für den „jungen Gelehrten“, dass in derselben Zeit, als der Kampf um die (allerdings wenig ehrenvolle) geistige Urheberschaft seiner Broschüre stattfand, auch noch seine Dissertation als Plagiat bezeichnet wird.

So mancher geht zu scheren aus

Und kommt geschoren kahl nach Haus.

Wenn ich nun durch das vorhin beigebrachte Material beweise, dass Herr Dr. Lulvès in einem Theile der wissenschaftlichen Welt als Plagiator der schlimmsten Sorte gilt, dann muss es um so mehr

¹⁾ Viel mehr als der Fleiss wird auch in v. Sybels Hist. Zeitschrift (70. Band S. 512/13) an L.'s Arbeit nicht gerühmt. Freilich wird auch von seiner Sorgfalt und nach gewisser Seite hin sogar von seinem Scharfsinn gesprochen — es ist nicht meine Art, à la Lulvès das Urtheil eines andern nur so weit heranzuziehen, als es abfällig lautet — aber das Haupturtheil giftelt doch in den Sätzen, dass der spätere Herausgeber der Summa doch alles aufs neue prüfen müsse, und dass man trotz aller Herrn Lulvès zu machenden Zugeständnisse nicht völlig über den unbefriedigenden Eindruck seiner Arbeit herauskomme!

auffallen, dass er sich berufen fühlt, über das geistige Besitzrecht anderer zu wachen. Doch „der rügt gern anderer Missethat, der hundertfach so grosse hat“. Soviel steht jedenfalls fest: Dr. Lulvès ist am allerwenigsten von allen Menschenkindern berufen, mich des Plagiats zu zeihen.

Doch auch materiell ist der Vorwurf ein durchaus unberechtigter. Ich habe seiner Zeit Herrn Dr. Wacker Erklärungen abgegeben, auf grund deren er nach vorhergegangenen Besprechungen und in Uebereinstimmung mit mir (S. 62 u. 63) die Sachlage in wahrheitsgemässer und zutreffender Weise darstellt.

Dem mir gemachten schweren Vorwürfe des Plagiats gegenüber will ich eine Thatsache feststellen, aus welcher L. die Veranlassung geschöpft zu haben scheint, mir dasjenige vorzuwerfen, was er selbst beim „Verfassen“ seiner Dissertation gethan hat: Ich bringe diesen Hergang um klarzulegen, mit welchem „ehrliehen Streben“ L. jede noch so rechtliche Sache aufgreift und verdreht, um seine Gegner schmähen und verleumden zu können.

Zur Zeit, als der verstorbene Canonicus Dr. Kessel und ich an dem in Band III der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins erschienenen Aufsätze über das Rathhaus zu Aachen arbeiteten, benutzten wir unter anderen auch Notizen, die sich in einem von mir seit langer Zeit angelegten grösseren Sammelhefte befanden, in welches ich eine grosse Zahl von Aufnahmen, Vermessungen, Zeichnungen, archäologischen, topographischen, geschichtlichen und anderen Notizen zusammengetragen hatte. Als später, lange nach Fertigstellung des oben erwähnten Aufsatzes, zwischen Can. Kessel und mir ein Zerwürfniß eintrat, das jedoch der Hochachtung, welche ich dem Can. Kessel zollte, keinen Abbruch that, scheute ich mich, die noch in seinen Händen befindlichen, mir zugehörigen Gegenstände, unter welchen sich auch das oben erwähnte Heft befand, zurückzufordern, hoffend, dass er die Rückgabe desselben selbst anordnen würde, was jedoch nicht geschah. Wo dies Heft nach dem Tode des Can. Kessel verblieben, ist mir unbekannt; ich weiss nur, dass es bei der Versteigerung seines Nachlasses unter diesem nicht mehr vorhanden war.

— In diesem Hefte waren auch, sorgfältig mit Angabe der Herkunft versehen, die Notizen über die St. Foilanskirche enthalten, welche, jedoch ohne Angabe der Herkunft, in das Kessel'sche Manuskript übergingen, aus welchem ich sie, wie L. sagt, durch Plagiat entnommen haben soll. Ich glaube jedoch im vollen Rechte zu sein, diese Notizen als mein geistiges Eigenthum, auf welches ich grössern Anspruch als Can. Kessel zu haben vermeine, für mich zurückzunehmen. Hätte ich nicht vollen Anspruch auf diese Notizen zu haben geglaubt, so würde ich mich begreiflicher Weise gehütet haben, das Kessel'sche Manuskript jemals aus den Händen zu geben. Dass ich in der Geschichte der St. Foilanskirche die Herkunft der Notizen nicht beigefügt, hat darin seinen Grund, dass Can. Kessel dieselbe in sein Manuskript nicht übertragen hatte und ich nach den vielen

Jahren, seitdem ich die Notizen gesammelt, unmöglich noch die Herkunft der zahlreichen einzelnen Notizen wissen konnte. — Ich habe diesen Hergang deshalb mit seinen Details gebracht, weil gerade in diesen die Entkräftung der L.'schen Beschuldigung liegt.

Ich überlasse es dem geneigten Leser, darüber zu urtheilen, ob ich nach dem Vorgesagten nicht berechtigt war, mein mir vorenthaltenes geistiges Eigenthum zurückzunehmen, und welche Berechtigung L. hat, mich des „Plagiats“ zu bezichtigen.

Man wirft mir vielleicht entgegen: Weshalb haben Sie nicht den Sachverhalt in Ihrer Schrift — etwa in einer Fussnote — mitgetheilt? Freilich hätte ich das thun können und ich bedauere jetzt, es versäumt zu haben. Man berücksichtige aber, dass wir es bis vor Jahren in den Kreisen der aachener Geschichtsfreunde nicht mit Charakteren à la Lulvès zu thun gehabt haben und tendenziöse Gehässigkeit bis dahin niemals bei uns Platz gefunden hat.

Ich gehe nunmehr dazu über, die lange Reihe der mir von L. gemachten Vorwürfe durchzumustern.

Nachdem L. vorher mehrere theils längst gestorbene, theils noch lebende Geschichtsschreiber unserer Stadt in der ungeziemendsten Weise verunglimpft hat, komme ich auf Seite 60 an die Reihe. Zunächst erregt es seinen Groll, dass in den Werken des akademischen Professors von Reber Arbeiten von mir als wissenschaftliche Quelle benützt worden sind. Dann heisst es ferner, über eine meiner wissenschaftlichen Kontroverse mit R. Pick habe ein Tageblatt folgende sehr bezeichnende Notiz gebracht:

„Herr C. Rhoen hat sich immer, und auch mit gewissem Rechte (sic), als Hauptvertreter des älteren, und vor allem einheimischen Stammes der hiesigen Lokalforscher betrachtet. Wenn deshalb die alten liebgewonnenen (sic) Ansichten von Quix und Haagen unter dem energischen Anprall einer mit allen Hilfsmitteln wissenschaftlicher Erfahrung ausgerüsteten Autorität unterzugehen drohen, so ist es Herr Rhoen, der sich davon mit Recht ganz persönlich betroffen fühlt und das sinkende Gebäude aufrecht zu halten sucht. Im Kampf der Meinungen wird die Wahrheit gewonnen.“

Der Einsichtige erkennt sofort, dass jene — wahrscheinlich von gewisser Seite inspirirte — Zeitungsnotiz meist nur deshalb herangezogen wird, weil sie für einen gewissen Herrn ausserordentlich schmeichelhaft klingt. Wird er doch als „eine mit allen Hilfsmitteln wissenschaftlicher Erfahrung ausgerüstete Autorität (!)“ bezeichnet. — Sachlich ist damit gar nichts bewiesen, und wenn es heisst, ich bekenne mich als Hauptvertreter des älteren und vor allem einheimischen Stammes der hiesigen Lokalforscher, so erkläre ich, dass ich von „Stämmen“ unter den Vertretern der Lokalgeschichte nichts weiss.

Ich habe übrigens jene Tageblatt-Aeusserung nicht gelesen; hätte ich sie gelesen, so würde ich darüber gelacht haben. Jetzt aber, wo diese ebenso einfältige, als unwahre Behauptung in die L.'sche Schrift übergegangen ist, muss ich wohl darauf antworten. Ich frage, wie kann ich mich als Hauptvertreter der hiesigen ältern Lokalforscher betrachten, da mein Fach, die topographische Archäologie mit der Geschichtsschreibung der ältern Forscher nichts gemein hat? Es ist daher unwahr, was L. sagt, und ebenso unwahr ist es, dass ich mich jemals zu seiner Aussage bekannt habe. Wo, frage ich, habe ich jemals Quix und Haagen emporgehoben? Und wenn dieselben unter dem Anprall einer wissenschaftlichen Autorität (?) zu Grunde gehen sollten, zu welcher Annahme aber bis jetzt nicht der mindeste Anlass vorliegt, wie sollte ich mich davon persönlich getroffen fühlen, da ich nicht in demselben Fache wie diese gearbeitet habe? Solchen Unsinn kann nur der aufstellen, der den Unterschied zwischen den Arbeiten von Quix und Haagen und den meinigen nicht erkennt.

Weiter unten sagt L., ich stände „auf den Schultern der älteren aachener Forscher und ihr Wort dünke mir als Dogma“. Hierin liegt die Bestätigung desjenigen, was ich vorhin gesagt habe, dass L. für den Unterschied zwischen den Schriften der älteren aachener Forscher und den meinigen kein Verständniss hat. Ich kenne keine älteren Forscher, auf deren Schultern ich mich stellen könnte, da ich nicht Geschichtsschreiber, sondern Archäologe bin. Ich stehe mit meinen Arbeiten, für die ich mir den Weg mühsam habe suchen müssen, allein da, und habe keine Vorgänger, auf deren Schultern ich stehen könnte, da keiner vor mir archäologische Topographie über Aachen geschrieben hat. Wohl hat im Jahre 1818 Nolten einen Versuch zur Beschreibung des Münsters und des Palastes Karls des Grossen gemacht, ein Werkchen, dessen Unbrauchbarkeit sich jedoch bald herausstellte, weil es ohne Fachkenntniss geschrieben ist, auch in ihm die Resultate späterer Auffindungen nicht verwerthet werden konnten, und weil es daher von unrichtigen Voraussetzungen ausgehen musste. Doch achte ich den Verfasser desselben, weil er den Versuch gemacht hat, in der Archäologie das Eis zu brechen. Und nun soll Nolten „die älteren Forscher“ sein, auf deren Schultern ich stehe.

Weiter sagt L. über mich:

„Daneben entwickelt er ganz eigene, die Kritik herausfordernde Ansichten, welche von einer grossartigen, aber mit wissenschaftlichem Geiste unverträglichen Gabe der Phantasie zeugen.“

Hier ist jedes Wort unwahr. Wenn ich logische Folgerungen aus den von mir aufgefundenen Alterthümern ziehe, so ist dies für L. eine herausfordernde Ansicht, und wenn er von einer Gabe der Phantasie spricht, so zeigt er, dass er nicht weiss, dass auf den Gebieten der Archäologie und Topographie, die sich nur mit nackten Thatsachen beschäftigen, die Phantasie völlig in den Hintergrund

tritt, dafür aber etwas mehr Verstand und Kenntnisse zu Worte kommen. — In seiner ihm von Herrn Dr. Wacker bereits nachgewiesenen Gehässigkeit nimmt es L. mit seinen Aussagen nicht genau.

Auch die ganze Polemik auf Seite 61 ist voller Unrichtigkeiten und Verdrehungen. So sagt er (Zeile 6):

„Die Kapelle der karolingischen Pfalz“, die letzte seiner Arbeiten, welche Aufnahme in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins (B. VIII. S. 15 ff.) erlangen konnte, begleitet allerdings von einer Reihe protestierender Anmerkungen der Redaction.“

Hier leistet L. auf dem Gebiete der Unwahrheit und Verdrehung das Menschenmögliche. Durch die Worte „erlangen konnte“ will er glauben machen, dass ich mich um Aufnahme weiterer Arbeiten in die Zeitschrift bemüht hätte; dies ist jedoch durchaus unwahr. Es ist mir niemals eingefallen, nachher noch Aufsätze zur Aufnahme in die Zeitschrift anzufertigen oder solche anzubieten, so lange R. Pick die Redaktion derselben besorgte, weil ich voraussehen konnte, dass dieser dieselbe „mit protestierenden Anmerkungen“ herabzudrücken versucht haben würde. Die „Reihe protestierender Anmerkungen“, mit welchen R. Pick meinen Aufsatz über die Kapelle der karolingischen Pfalz zu entwerthen versuchte, sind von mir in einer Zugabe zu Band VIII widerlegt und ist daselbst nachgewiesen worden, dass Pick's Anmerkungen nur auf Unkenntniß ihres Verfassers beruhen. Diese Widerlegungen sind bis heute unbeantwortet geblieben; R. Pick hat sie nicht entkräften können. Welchen Werth und welches Ansehen diese „protestierenden Anmerkungen“ aufweisen, geht aus den in wissenschaftlichen Schriften ausgesprochenen Beurtheilungen der Kapelle der karolingischen Pfalz hervor, bei denen aber den protestierenden Redaktions-Anmerkungen nicht die geringste Beachtung geschenkt wurde. Man sieht ja auch, welchen Werth von Reber (auf welchen L. es besonders abgesehen zu haben scheint) auf diese Redaktions-Anmerkungen gegeben, da er trotz des Datums einer Urkunde, über welches L. drei Viertel der Seite 61 polemisiert, doch den Aufsatz als wissenschaftliche Vorarbeit benutzt hat. — Uebrigens scheint L. nicht zu wissen, dass Aachen bereits für 753 bei Einhard erwähnt wird.

Am Schluss der S. 61 sagt L.:

„Die Untersuchungen Rhoens über die Pfalz mit ihren phantastischen Rekonstruktionen sind durch die späteren Ausgrabungen und wissenschaftlich besser fundierten Nachforschungen jüngst gründlich widerlegt worden; da von be-
rufenster Seite eine Darstellung der Ausgrabungsergebnisse demnächst erwartet werden darf, so steht es uns hier nicht zu, dieses Thema zu behandeln.“

Hier stellt L. wieder eine unwahre Behauptung auf. Bis jetzt sind nach den vielfachen Ausgrabungen, welche von mir zu meinen Aufzeichnungen über die karolingische Pfalz benutzt wurden, keine weiteren veranstaltet worden. Seit mehr als 30 Jahren habe ich

jede Gelegenheit wahrgenommen, wo etwas für die Bereicherung unserer Kenntnisse über die Pfalz zu erlangen war. Besonders habe ich alle aufgefundenen merowingischen und karolingischen Mauerreste sorgfältigst vermessen. Da diese Mauerreste sich aber über das ganze Gebiet des ehemaligen karolingischen Palastes zerstreut vorfanden, so müssen sie, wenn die L.'sche Behauptung wahr wäre, wieder aufgegraben und aufgesucht worden sein. Bei dieser Arbeit hätte fast das ganze Terrain der ehemaligen Pfalz aufgewühlt werden müssen. Dass eine solche Arbeit nicht geschehen, wird jeder Aachener Bürger bezeugen können, und ist hiermit auch die Aussage L.'s über „wissenschaftlich besser fundierte Nachforschungen“ als hinfällig nachgewiesen. Wenn L. ferner in fingirter Bescheidenheit hinzusetzt, „dass es ihm nicht anstehe, die demnächst zu erwartende Darstellung der Ausgrabungsergebnisse zu behandeln“, so bemerke ich, dass, wenn seine Aussage wahr wäre, er gewiss nicht verfehlen würde, Namen und Sachen zu nennen. So benutzt er, wie so oft, eine Redeweise nur, um eine von ihm ausgesagte Unwahrheit nicht präzisiren zu brauchen.

In der Anmerkung¹⁾ auf S. 65 sagt L.: „Hier ist also laut Vorwort auch der Küster zu Worte gekommen; wahrscheinlich verdankt ihm der Verfasser die Mittheilung, dass für die Restaurationsarbeiten „der Cement aus der Fabrik von Kalf, van Rey & Scheins bezogen“ sei.“

Diese hämische Bemerkung L.'s ist durchaus unwahr. Die Bauberichte über die St. Foilanskirche, aus welchen ich die Bezugsquelle des Cements entnommen habe, sind mir in freundlichster Weise durch den Architekten, Herrn Peters, welcher die Restauration der St. Foilanskirche entworfen und ausgeführt hat, zur Verfügung gestellt worden. — Es scheint dem L. unbegreiflich, dass man, wie ich im Vorworte gethan, einem Manne, der sich bemühte, bei der Aufnahme der St. Foilanskirche in interesselloser Weise mir getällig zu sein, ein Wort der Anerkennung sagte.

Ich übergehe die Unwahrheiten und persönlichen Gehässigkeiten, welche L. S. 62—64 betreffs der St. Foilanskirche sagt, weil dieselben bereits zum Theil durch Herrn Dr. Wacker auf S. 62—67 seiner Entgegnung richtig gestellt worden sind. Auf S. 65 sagt L.:

„In der Baugeschichte mit dem Verfasser zu rechten, erscheint misslich. Mag man ihn auf einen Widerspruch, auf einen logischen Fehler aufmerksam machen, mag man gegen seine für Thatsachen ausgegebenen Phantasiekonstruktionen Bedenken erheben, stets tönt dem nur nach Beweisen der Wahrheit forschenden Historiker der unkundige Leute faszinierende Vorwurf entgegen, dass er nicht „Fachmann“, d. h. Architekt sei.“

In den bisherigen wissenschaftlichen Streitigkeiten, welche ich in den Monatssitzungen des Gesch.-Ver. auszufechten genöthigt wurde, habe ich keine Gelegenheit gehabt, mit einem sachverständig gebildeten Architekten einen Meinungs-austausch halten zu können. Dahin-

gegen bin ich durch R. Pick mehrmals zu solchen Auseinandersetzungen genöthigt worden. In diesen Auseinandersetzungen, in welchen R. Pick fast immer die unrichtigsten Auffassungen in der architektonischen Archäologie an den Tag legte, habe ich mich genöthigt gesehen, ihm, *horribile dictu*, zu sagen, dass er das von ihm Behauptete nicht verstünde. Dass ich aber in diesen Auseinandersetzungen meinen Gegner stets als einen „nach Beweisen der Wahrheit forschenden Historiker“ erkannt hätte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Weil ich körperlich nicht in der Verfassung bin, längere mündliche Auseinandersetzungen aushalten zu können, habe ich zuweilen zu schriftlichen Berichtigungen solcher Aufstellungen schreiben müssen, die aber gegnerischerseits niemals widerlegt worden sind.

Seite 65 fährt L. fort:

„Mögen also solche ihr Urtheil darüber abgeben, ob wirklich „die Anlage von Crypten meist nur in den romanischen Kirchen ihre Ausführung fand“, ob „vor oder nach der romanischen Bauperiode nur selten unter den Kirchen Crypten errichtet worden sind“ (S. 7), ob „auch am Ende des 17. Jahrhunderts die Baukunst mit den gothischen Traditionen noch nicht gebrochen hatte“ (S. 51); „Fachleute“ mögen zu den anderen Behauptungen desselben „Forschers“ Stellung nehmen, dass der Rundbogen nur im romanischen Stile möglich sei, und dass Rund- und Spitzbogen gleichzeitig an demselben Gebäude niemals vorkommen können.“

Gewiss kann ich jedem mit der Kunstgeschichte Vertrauten ruhig die Prüfung meiner Behauptung überlassen, dass die Anlage von Crypten meist nur in den romanischen Kirchen sich vorfindet, und dass vor und nach der romanischen Bauperiode nur selten unter den Kirchen Crypten errichtet worden seien. Es mögen auch Kunstverständige darüber urtheilen, ob am Ende des 17. Jahrhunderts die Baukunst mit den gothischen Traditionen noch nicht gebrochen habe, da um diese Zeit in der St. Foilanskirche, auf welche L. sich bezieht, noch gothische Sterngewölbe angelegt, die mit gothisch profilierten Rippen versehen wurden. Des weitern berichtet L. eine Unwahrheit bei seiner Aussage, ich hätte behauptet:

„dass der Rundbogen nur im romanischen Stile möglich sei, und dass Rund- und Spitzbogen gleichzeitig an demselben Gebäude niemals vorkommen können.“

Jeder Gewerbeschüler weiss, dass der Rundbogen bei den Römern ausschliesslich zu allen Arten von Ueberwölbungen angewendet wurde. Auch von den Etruskern wurde er benutzt. Die merowingischen und karolingischen Franken kannten für ihre Ueberwölbungen nur den Rundbogen. Und dies seit einem halben Jahrhundert wissend, soll ich es ausgesprochen haben, dass der Rundbogen nur im romanischen Stile möglich sei! — Jedem Sachverständigen ist es bekannt, dass an den kirchlichen und profanen Gebäuden aus der Uebergangszeit sowohl Rund- als Spitzbogen angewandt wurden und dass dies zu dem elementarsten Wissen in der Baukunde gehört. Nur

L. scheint es entweder nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen. Andernfalls konnte er den Hinweis auf Fachmänner und Architekten sowie die von ihm erdichtete und mir zugeschriebene Aussage über das Vorkommen des Rund- und Spitzbogens an Gebäuden des Uebergangsstiles nicht vörbringen.

Die Gründe, welche die Anlage des Thurmes an der Südseite der St. Foilankirche veranlassten, habe ich in der Geschichte dieser Kirche näher angegeben, und ich halte es für überflüssig, dieselben hier zu wiederholen. Die Aussage L.'s,

„dass ich die Gründe für die Thurmanlage an der Südseite von St. Foilan in den heutigen Raumverhältnissen finde, die ich auch ohne Bedenken für das 12. Jahrhundert annehme“,

ist eine unwahre und beruht einfach auf Unbekanntschaft L.'s mit den damaligen topographischen Verhältnissen der Stadt. Letztere machten es unmöglich, den Thurm an die Westseite der St. Foilankirche zu stellen, weil alsdann die vor Kurzem erst entstandene Krämerstrasse, wegen des an derselben liegenden, jetzt längst entfernten Heil. Geist-Spitals abgesperrt worden wäre.

Die auf S. 66 von L. gemachte Bemerkung, dass ich

„ohne eine historische oder irgend eine andere andedeutete Ursache angenommene Brandschäden von 1224 und von 1353 ausmale“,

ist eine unwahre, da ich für meine Angaben betreffs dieser Brände meine Gewährsmänner angegeben habe. L. hätte diese auch einsehen können, wenn er auf der Jagd nach fremden Mängeln überhaupt noch Sinn für die Wahrheit behalten hätte. Er scheint auch keine Idee davon zu haben, dass es vielfach möglich, ja zuweilen recht leicht ist, ein nicht mehr vollständiges Gebäude zu rekonstruieren. Ich bemerke übrigens, dass ich diesen Satz nicht, wie L. angibt, auf S. 23 ausgesprochen habe. Ueberhaupt ist der fünf Viertel Seite lange Absatz auf S. S. 65 u. 66 ein solches Produkt, dass man beim Lesen an den buckligen Thersites erinnert wird, der die vor Troja versammelten Fürsten beieifert und dafür von Ulysses geohrfeigt wurde! Die Schmähliteratur mit ihren Unwahrheiten und sonstigen „schönen Eigenschaften“ findet in diesem Absatze einen würdigen Beitrag.

In den Worten S. 66:

„Vielleicht ergründen wenigstens „Fachleute“ den tief verborgenen Sinn des für andere unverständlichen Schlusssatzes der Schrift: „Es verbleibt als Hauptquelle nur die Archäologie, die dort schon Urkunden findet, wo die Geschichte noch nicht im Stande ist, Mittheilungen auf unsere Zeit zu überbringen“.“

bezeugt L. von neuem seine Unwissenheit in archäologischen Fragen. Es ist trotzdem jedem Historiker bekannt, dass das von mir an der angegebenen Stelle Ausgesprochene die volle Wahrheit ist, und dass die Archäologie Nachrichten bringt, die älter und zuverlässiger sind, als geschriebene Urkunden. Die Urkunden der Archäologen sind in

Lapidarschrift hergestellt, bei welchen für den, der sie zu lesen versteht, weder Irrthum noch Fälschung so leicht möglich ist. Und was wüssten wir von unserer Stadt bis zur Zeit Karls d. Gr. ohne die von L. verhöhnzte, weil nicht begriffene Archäologie? Wir wüssten nicht, dass die Römer hier geweilt, wir wüssten nicht, dass die Merowinger hier einen Königshof errichteten, zu welchem sie die Materialien der Römerbauten verwandten. Wir wüssten auch nicht, dass Karl d. Gr. diesen Königshof vergrösserte und wie er das ausführte. Und so gehts in vielen Sachen; wo den Urkunden „das Latein ausgeht“, tritt die Archäologie häufig helfend ein, wenn es auch Menschen gibt, wie etwa L., die dies nicht begreifen oder nicht begreifen wollen.

Auf S. 66 (unterer Absatz) kommt L. zurück auf die früher von mir widerlegte Aussage, dass ich der Vertreter des älteren und einheimischen Stammes der hiesigen Lokalforscher sei. Dabei sagt er:

„Bis auf 3 oder 4 uralte Schmöcker sind durchweg Quix und Haagen neben Noppius citirt, einmal eine frühere Arbeit des Verfassers. Da Rhoen es gewöhnlich vermeidet, auf eigene Schriften zurückzukommen, vorzüglich wenn sie falscher Resultate bringen, so ist der hier konstatarfte Fall sehr selten.“

L. will hier glauben machen, dass ich es vermiede, auf meine Schriften zurückzukommen, weil ich es wüsste, dass sie falsche Mittheilungen brächten, d. h. dass ich wissentlich in denselben eine Unwahrheit geschrieben hätte. Ich erkläre dies direkt für Unwahrheit und Verleumdung! Ich bin mir bewusst, nicht die geringste Unwahrheit oder Unrichtigkeit wissentlich in meinen Schriften vorgebracht zu haben.

Die Waffen, mit welchen L. seine Gegner angreift, werfen das richtige Licht auf die Tendenz seiner „kritischen Studie“. Es scheint ihm gleichgültig zu sein, ob seine Aussagen wahr sind oder nicht, wenn sie nur seine Gegner verlästern. Das bekannte calumniare audacter etc. scheint einer seiner Hauptgrundsätze zu sein.

L. verübelt es mir, dass ich nur auf ältere Schriftsteller zurückkäme, und Namen wie Laurent, Loersch, von Fürth und Pick nicht citire. Ich verstehe nicht wie L. dazu kommt, Laurent vorzuführen, den er doch als einen „Ignoranten“ bezeichnet, und von Fürth, dessen Werke er gleichfalls keine Anerkennung zollt.¹⁾ Pick habe ich nicht citirt, da er in demjenigen, was er über die Topographie Aachens sagt, eine bedeutende Unkenntniss an den Tag gelegt hat. Was übrigens die Benutzung der Archive des Münsterstifts, der St. Foilanskirche und der Stadt anbetrifft, die L. in meinen Schriften nicht erkennen will, so habe ich die beiden ersteren, soviel es mir gut dünkte, benutzt. Bezüglich des städtischen Archivs bemerke ich, dass es weder mir noch manchen andern aachener Geschichtsfreunden

¹⁾ Charakteristisch ist, dass L. die Schrift von A. Heusch empfiehlt, sich aber anderseits nicht enthalten kann, dieselbe ebenfalls herabzuwürdigen.

unmöglich ist, dasselbe zu betreten, so lange Herr Pick daselbst die Hauptrolle spielt. — Die weiteren Bemerkungen L.'s über Werke, die sich auf dem, aus den eben angegebenen Gründen für mich unzugänglichen, hiesigen Stadtarchive befinden, und die ich für die St. Foilanskirche hätte verwerthen sollen, hätte er sich füglich ersparen können, da er aus dem Vorworte zur Geschichte der St. Foilanskirche ersehen musste, dass es mir nicht darum zu thun war, eine vollständige Geschichte dieser Kirche, sondern mehr eine Baugeschichte derselben zu schreiben. Ich habe im zweiten Absatz des Vorworts zu derselben gesagt:

„In den hier folgenden Mittheilungen über die St. Foilanskirche sind vorzugsweise die baulichen Verhältnisse berücksichtigt worden. Wenn ich auch einiges festgestellt habe, was sich eben nicht auf diese Verhältnisse bezieht, so lag es doch nicht in meiner Absicht, eine ausführliche Geschichte der Kirche zu schreiben. Das letzteres von kompetenter Seite geschehen möge, ist mein spezieller Wunsch.“

Diesen Absatz citirt nun L. selbstredend nicht, er würde ihm ja die Veranlassung zu vielen Begeiferungen genommen haben, und die möchte L. sich nicht nehmen lassen.

Zu den Ausführungen L.'s auf S. 69 u. ff. seiner „Studie“ muss ich folgendes bemerken: Ich habe mich niemals für einen „Gelehrten“ ausgegeben und niemals Anstand genommen, dies sowohl privatim als öffentlich zu bekennen, wie meine Freunde dies auch bezeugen können. Ich schreibe nur für meine Mitbürger. Ich habe auch in der Versammlung des Aachener Geschichts-Vereins vom 7. April 1892 ausgesprochen, dass ich nicht im Stande wäre, jede Urkunde zu verstehen. Hiermit ist aber durchaus nicht gesagt, dass ich gar keine Urkunde verstünde. Wenn ich auch kein geschulter Lateiner bin, so vermag ich doch so viel Latein zu verstehen, dass ich oft herausfinde, was eine Urkunde besagt. Mit der Diplomatie habe ich mich niemals beschäftigt. Ich habe es überhaupt niemals verheimlicht, dass meine Schulbildung von Haus aus eine dürftige gewesen ist, und dass ich, wie Herr Dr. Wacker richtig sagt, Autodidakt bin. Dieses alles ist auch dem Verfasser der L.'schen Broschüre bekannt, und wenn er mir den Vorwurf macht, dass ich kein Kenner des mittelalterlichen Lateins bin, so mag er damit Recht haben. Anders ist es bei L., der sich mehrfach, wie aus seiner Broschüre hervorgeht, Kenntnisse der Archäologie anmasst, welche er, wie nachgewiesen, nicht besitzt.

Auf S. 70 berichtet L. folgendermassen:

„Nur auf ein bestimmtes Publikum kann der fahle Gelehrsamkeitsschimmer, mit dem sich der „Archäologe“ umgiebt, berechnet sein, wenn er seinen Vätern nachempfunden haben will, dass „die Bürger, welche sich eigenmächtig diese (Krämer-)Strasse über den Trümmern von Pfalzgebäuden hinweg gebahnt hatten, um einen näheren Weg vom Markte aus zur Münsterkirche und den südlichen Teilen der Stadt

zu erlangen, sich in ihrem Selbstbewusstsein diese Strasse nicht hätten nehmen lassen“.

Hier irrt L. wieder, wenn er darüber witzelt, dass ich etwas „meinen Vätern nachempfunden haben will“, da ich, wie auch Herr Dr. Wacker bereits bemerkt hat, kein geborner Aachener bin, auch keiner meiner Voreltern jemals in Aachen gewohnt hat. — L. scheint in der mittelalterlichen Geschichte der Stadt Aachen nicht sehr bewandert zu sein, da ihm nichts von dem Hochmuth der Bürger im 12. und 13. Jahrhundert bekannt ist. Ich empfehle ihm zu seiner Belehrung C. P. Bock und Quix zu lesen.

Weiter in demselben Absatz sagt er:

„Woher weiss denn Rhoen etwas von Selbstbewusstsein der damaligen Pfalzanwohner? Hat ihm etwa das auch seine „Hauptquelle“, die Archäologie, wieder verraten, „die dort schon Urkunden findet, wo die Geschichte nicht im Stande ist, solche Mitteilungen auf unsere Zeit zu überbringen“?“

Hier treffen wir bei L. eine den Wortsinn verdrehende Textfälschung. Er flicht zwischen den Worten „wo die Geschichte nicht im Stande ist“ und „Mitteilungen auf unsere Zeit zu überbringen“ das Wort „solche“ ein, um glauben zu machen, dass der allgemein als wahr anerkannte Satz, „dass die Archäologie dort schon Urkunden findet, wo die Geschichte noch nicht im Stande ist, Mitteilungen auf unsere Zeit zu überbringen“, ein Satz, den ich am Schlusse der Geschichte der St. Foilankirche angeführt, auch auf die oben von mir gemachten Ausführungen über das Selbstbewusstsein der Bürger sich bezüge, um meine Angabe darüber lächerlich zu machen. Man sieht mit welcher „erprobten Wahrheitsliebe“ L. in seiner „kritischen Studie“ zu Werk geht. Eine gleiche, vielleicht noch schlimmere, tendenziöse Entstellung des Textes lässt sich L. auch auf S. 49 Haagen gegenüber zu Schulden kommen, weshalb er aber auch von Herrn Dr. Wacker (Entgegnung S. 55 ff.) gründlich zurecht gewiesen ist. So liefert auch dieser Fall einen deutlichen Beleg für die Wahrheit des in der „Entgegnung“ S. 86 dem „ehrlich strebenden „„Kritiker““ gemachten Vorwurfs, dass er sogar „das Mittel offener Täuschung nicht verschmähe“.

Weiter auf S. 70 sagt L.:

„Lächerlich muten uns die Schwierigkeiten der „selbständigen Bürger“ an, sich über die von Rhoen eigens dorthin verlegten Trümmer der Pfalz einen Weg zu bahnen, während die Entwicklung einer Strasse zwischen Hauptkirche und Markt sich ganz von selbst ergibt und wohl in allen Städten als älteste derartige Anlage und einstige Hauptgeschäftsstrasse — darum der Name Krämerstrasse in Aachen — vorkommt“.

Hier drückt sich L. aus, als ob die Schwierigkeiten, welche die Bürger bei der Anlage des gedachten Weges gehabt, von mir nur erdacht worden seien, in Wirklichkeit aber nicht existiert hätten. L. scheint es nicht zu wissen, dass auf der Stelle, welche jetzt

die Krämerstrasse einnimmt, ein Theil der ehemaligen Pfalz stand, und dass dort noch jetzt unter der Strasse Kellergewölbe, Fundamente und sonstiges Mauerwerk sich befinden. Und wo diese sich noch jetzt befinden, haben früher Gebäude gestanden, welche zur Pfalz gehörten. So lange diese Gebäude noch standen, war an die Anlage einer Strasse nicht zu denken, doch als sie in Trümmer gingen, wurde über diese hinweg von den Bürgern das ursprünglich kaiserliche Terrain zur Anlage der Strasse usurpirt. Es gehörte demnach gewiss ein ausgesprochenes Muth dazu, einen solchen Weg über kaiserliches Eigenthum zu bahnen und ergibt sich ein solcher nicht, wie L. behauptet, von selbst. Dass L. dies nicht weiss, kann nicht auffallen, aber ich möchte die Unverfrorenheit betonen, mit welcher er sich herausnimmt, über Sachen, von welchen er nichts versteht, abfällig zu urtheilen.

Ich habe in der Geschichte der St. Foilanskirche S. 17 folgendes gesagt:

„Bei der Belagerung von Aachen durch Wilhelm von Holland in dem genannten Jahre (1248) war durch die Anlage eines Dammes in den tiefern Theilen der Stadt das Wasser der diese durchfliessenden Bäche so hoch angestaut worden, dass dasselbe in der Münsterkirche über 10 Fuss hoch stand, was eine ebensolche Höhe auch für die St. Foilanskirche voraussetzen lässt.“

Hierauf sagt L. S. 71 seiner „Studie“:

„Es ist dasselbe Wasser, auf welchem Meermann seine Belagerungsschiffe schwimmen liess, und das es stolz verschmähte, durch die von Meermann, Quix und Rhoen vermutete Lücke der südlichen Stadtmauer abzufließen; seine Quelle entspringt in — dem Hirn der Aachener Forscher.“

Ich muss bemerken, dass ich in der Geschichte der St. Foilanskirche weder von Meermann noch von Quix gesprochen habe, und dass L. diese Namen willkürlich hergesetzt hat. Wenn L. sagt, „dass es (das Wasser) stolz verschmähte, durch die von Meermann, Quix und Rhoen vermutete Lücke abzufließen“, so vergisst er, dass das Wasser, um abzufließen zuerst in der belagerten Stadt hätte sein müssen, mithin der erwähnte Damm in derselben hätte errichtet werden müssen, in der Stadt, die Wilhelm von Holland noch nicht in Besitz hatte. Er versteht nicht, dass das aufgestaute und zurücktretende Wasser aus den Aachen umgebenden Niederungen von aussen in die Stadt treten musste. „Es ist dasselbe Wasser, auf welchem Meermann seine Belagerungsschiffe schwimmen liess“ sagt L., und spricht dabei eine Unwahrheit aus. Meermann, dessen Bericht über diese Belagerung in seiner Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland sachkundig gehalten ist, spricht nicht von Belagerungsschiffen, sondern sagt Band I, S. 371 einfach „keiner (der Bewohner Aachens) konnte zum andern kommen als in Kähnen“. Auch „dem findigen Quix“, wie L. diesen Ehrenmann nennt, und von dem er S. 21 in Sperrdruck zu sagen wagt, dass „seine Arbeitsweise bedenklich die

Grenze streift, wo leichtfertige Oberflächlichkeit aufhört und gewissenlose Geschichtsfälschung anfängt“, wirft er (S. 20, Anm. 5) Unrichtigkeit in der Schilderung dieser Belagerung vor. Dann sagt er: „Vielleicht hat man einige Maschinen auf Flösse gestellt und sie auf dem Wasser schwimmen lassen“ und begleitet diese Bemerkung mit „Gänsefüsschen“, als ob sie von Quix herrührten. Doch weder von diesem noch von Meermann rührt diese Bemerkung her, sie ist lediglich L.'sche Fälschung.

L. sagt ferner, dass:

„Das Wasser hingegen, welches die drei Bäche und die warmen Quellen Aachens spenden, würde nach sachverständigem Urtheil bei täglich 8000 Cbm. Zufluss 3—4 Monate nötig haben, um das durch den Damm von angeblich 40 Fuss Höhe geschaffene Bassin ausfüllen zu können“.

Diese Berechnung ist durchaus hinfällig. L. begreift nicht, dass, wenn das Bassin auch an der untern Seite 40 Fuss hoch war, es doch sonst ringsum flach auslief. Bei der Bestimmung der Quantität Wasser, welches das Bassin zu füllen hatte, weiss L. auch nichts von dem von Meermann erwähnten starken Herbstregen, der, aus dem weiten, grossen Niederschlagsgebiet der Bäche kommend, eine unberechenbar grosse Menge Wasser in die Stadt hineinbrachte. Und trotzdem er dies alles nicht kennt, behauptet er schlankweg: „so sind alle kühnen Hypothesen hinfällig, auch die damalige Beschädigung der Kirche unrichtig!“

Man muss in der That die „edele Dreistigkeit“ bewundern, mit welcher L. es über sich bringt, Behauptungen wie die obigen aufzustellen. Schon in dem Munde eines tadellos dastehenden Mannes würde eine solche Anklage, wie L. sie gegen den rechtschaffenen Quix vorbringt, etwas ungeheuerliches sein, wievielmehr im Munde L.'s, der beim „Verfassen“ seiner Dissertation nach Milkovics Behauptung dasjenige gethan hat, was Mommsen — wie L. S. 63 selbst berichtet — als „Leichenraub“ bezeichnet!

Doch kommen wir zur Sache zurück. Auf S. 71 sagt L.:

„Die Inschrift am Gehäuse des heil. Sakraments (S 54) kann er nicht verstehen; hätte er sie sich gut übersetzen lassen, dann wäre ihm auch ihr Inhalt klar geworden, nämlich dass sie sich auf die Renovation und Restauration des Gehäuses selbst bezieht. Der „Archäologe“ dagegen denkt an die Restauration der Kirche nach dem Brande von 1656 und schliesst weiter, dass die reiche Sakramentsbruderschaft zu derselben die Mittel hergegeben habe. So reiht sich bei ihm ein falscher Schluss dem anderen an.“

Um nochmals einen Beweis zu geben, wie wenig es „dem redlich strebenden Forscher“ L. darauf ankommt, eine Sache anders darzustellen als sie ist, bringe ich hier dasjenige, was ich in meiner Schrift über die St. Foilanskirche über den von ihm angezogenen Gegenstand (S. 54—55) gesagt habe:

„Nicht lange Zeit nach der Beendigung der Wiederherstellung der St. Foilanskirche erhielt dieselbe im Jahre 1691 eine Restauration durch von der Sakramentsbruderschaft gespendete Mittel, wie folgende Inschrift oberhalb der Thüröffnung des Gehäuses, in welchem das heil. Sakrament geborgen wurde, besagt:

aVgVsto aC Venerabili saCraMento
saCra Confraternitas renoVarI. aC restaVrarI CVraVIt.

In dieser Inschrift ist nicht gesagt, auf was sich diese Restauration bezog, doch ist anzunehmen, dass nach der allgemeinen Wiederherstellung der Kirche nach dem Brande von 1656 für die innere Ausschmückung und Verschönerung die Mittel fehlten, welche nun, damit die Kirche ein würdiges Aussehen erhalte, von der reichen Sakramentsbruderschaft hergegeben wurden. Es konnte, so lange noch bauliche Arbeiten in der Kirche ausgeführt wurden, von einer solchen Restauration, welche sich auf die Ausmalung u. s. w. der Kirche bezog, nicht die Rede sein, da es in der Natur der Sache liegt, dass die Beendigung der letzten Arbeit im Innern der Kirche abgewartet werden musste, bevor die Ausschmückung begonnen werden konnte. Es mag dieser Umstand auch wohl die Veranlassung gewesen sein, dass erst fast zehn Jahre nach der offiziellen Beendigung der Wiederherstellung der Kirche mit der Inangriffnahme der Restauration begonnen werden konnte.“

Ich muss es hier dem geneigten Leser überlassen, zwischen dem, was ich in der Gesch. der St. Foilanskirche wirklich gesagt habe und demjenigen, was L. mir unterschiebt, zu unterscheiden. Es ist in der Inschrift dasjenige nicht angegeben, was restaurirt worden ist. Nun meinte L., weil die Inschrift auf der Wand oberhalb des Sakramentshäuschens angebracht sei, könne sie sich nur auf dieses beziehen. Freilich gebe ich zu, dass die Inschrift auf den ersten Blick wegen ihres Platzes und ihrer Fassung diese Auffassung zu rechtfertigen scheint. Ich bitte aber zu bedenken, dass das zu Anfang des 16. Jahrhunderts in einfacher Weise in der Chormauer in Form eines Schanks und der Grösse einer kleinen Thür angebrachte Gehäuse, welches noch jetzt in der damals angelegten Form vorhanden ist, zu seiner Restauration nur eines neuen Anstriches bedurfte. Sollte nun wegen dieser geringen Ausgabe die so reiche Sakramentsbruderschaft ein Chronogramm angebracht haben? Es liegt meines Erachtens (vergl. auch Quix, hist.-top. Beschr. der Stadt Aachen, S. 44) auf der Hand, dass es sich hier um die innere Restauration resp. Verschönerung und Ausmalung der Kirche handelte. Nach dem grossen Brande von 1656, bei welchem nur wenig fehlte, dass die ganze Kirche zusammengestürzt wäre, war sie durch die Stadt baulich wieder hergestellt worden, wie ich des weitern in der Gesch. der St. Foilanskirche ausgeführt habe. Die Gesammtheit der vorgenommenen Reparaturarbeiten konnte in der Kirche keinen ange-

nehmen Eindruck hervorbringen. Nichts liegt näher als anzunehmen, dass die Sakramentsbruderschaft, welche in der Kirche ihren Sitz hat, zu diesen Verschönerungsarbeiten die Mittel hergab. Es ist wieder die gewöhnliche Verdrehungs- und unredliche Darstellungsmanier L.'s, wenn er (S. 71) sagt: „Der „Archäologe“ dagegen denkt an die Restauration der Kirche nach dem Brande von 1656 und schliesst weiter, dass die reiche Sakramentsbruderschaft zu derselben die Mittel hergegeben habe. So reiht sich ein falscher Schluss dem anderen an.“ Zu bestimmen, von welcher Seite der falsche Schluss geschehen, kann ich getrost dem geehrten Leser überlassen!

Ich verkenne nicht, dass in der Geschichte der St. Foilanskirche Irrthümer in der Datirung der Urkunden etc. sich vorfinden, doch muss ich hierbei bemerken, dass ich die mir zu Dienst stehenden Notizen, zu deren Korrektur das Archiv der St. Foilanskirche nicht die erforderlichen Archivalien besitzt, mit denen des städtischen Archivs verglichen haben würde, wenn an dessen Spitze eine andere Persönlichkeit stände. Dazu kam noch der Umstand, dass ich mich während des Druckes wegen meines körperlichen Leidens auf dem Lande aufhalten musste, von wo ich mit der Druckerei weniger häufig in Verbindung treten konnte. So ist es gekommen, dass sich einige Unebenheiten eingeschlichen haben, die von L. benutzt wurden, um die Schrift herabzuwürdigen. So gefällt er sich S. 73, Anm. ¹⁾ darin, Druckfehler und aus dem Zusammenhange gerissene Sätze „als Spracheigenheiten“ von mir anzuführen. Er gibt sich hierbei jedoch, wie ein Sachverständiger es leicht herausfinden wird, das Zeugniß, dass er die von ihm gerügten technischen Bemerkungen nicht verstanden hat.

Mit derselben tendenziösen Schmähsucht fährt L. auf S. 73 fort:

„Wer nicht in der Lage ist, seine Betrachtungen in schreibwürdigem und grammatikalisch richtigem Deutsch auszudrücken, der soll doch lieber schon von vornherein der „Schriftstellerei“ fern bleiben“.

Einer solchen Expectoration gegenüber hat man keine Erwiderung; ihre Schwäche liegt in ihrer eigenen Niedrigkeit. — Ich lege jedem Geschichts- und Alterthumsfreund, ja jedem denkenden Menschen, die Frage vor: Wäre es besser gewesen, dass die von mir während eines Zeitraumes von fast einem halben Jahrhundert in Aachen gemachten archäologischen Funde (bei den umfassenden Restaurationen der Hauptgebäude unserer Stadt, bei den für die Kenntniss der Archäologie so förderlichen Wasserleitungsarbeiten, der städtischen Kanalisation), ferner die Aufmessung und Zeichnung der ehemaligen Befestigungswerke etc. nicht gemacht worden wären? Ich habe alle Funde gewissenhaft aufgemessen und verzeichnet und bin der Ueberzeugung, dass die Resultate dieser Arbeiten, welche mir nur allein bekannt waren, meinen Mitbürgern dankenswerth erscheinen. Es sind mir von vielen Seiten darüber Worte der Anerkennung und des Dankes ausgesprochen worden; nur L. allein

hat diese Arbeiten getadelt. Wenn auch meine, ebenfalls von ihm getadelte Darstellungsweise keine glänzende ist, so ist es doch immerhin besser, dass meine Schriften in der Form, wie es geschehen, erschienen sind, als wenn sie gar nicht erschienen wären.

Der verehrte Leser möge es mir nicht verargen, dass ich, gegen meine sonstige Gewohnheit, hier dasjenige angeführt habe, was ich für die Archäologie der Stadt gethan; die hämischen Bemerkungen L.'s zwingen mich dazu.

Betreffs der weitem Bemerkung der Studie S. 74:

„In wissenschaftlichen Kreisen herrscht dagegen nur der eine Wunsch, dass Rhoen endlich einmal mit seinen Publikationen aufhöre“,

hat Herr Dr. Wacker den L. bereits abgefertigt, weshalb ich eine weitere Besprechung derselben für unnöthig erachte. Nur möchte ich L. noch die Frage vorlegen, wann und wo denn ich, wie er zu behaupten sich erdreistet, soviel wissenschaftliches Unheil angerichtet habe? Diese Frage würde L. entweder gar nicht, oder nur mit einer neuen Unwahrheit beantworten können. Die Beurtheilung meiner Schriften in den verschiedenen wissenschaftlichen Blättern machen diese Bemerkung L.'s zu Schanden. Diese günstigen Recensionen sind theilweise bereits durch Herrn Dr. Wacker angegeben worden; ich könnte eine noch grössere Anzahl beifügen, wenn es mir um eigene Glorifizirung zu thun wäre. Doch kann ich nicht umhin, auf Nr. 14 des Oesterreichischen Litteraturblattes vom 15. Juli 1893 hinzuweisen, in welchem Prof. Dr. Jos. Neuwirth eine Beurtheilung grade der von L. zumeist angegriffenen Schrift über die St. Foilanskirche bringt.

Ich will auf die weitem Unwahrheiten, Verdrehungen, Fälschungen u. a. Dinge, die L. in seiner „kritischen Studie“ gegen mich vorbringt, nicht weiter antworten. Es mangelt mir an Zeit und Lust dazu. Nur die unerhört niedrige Handlungsweise L.'s konnte mich veranlassen, das Vorstehende auf seine „Studie“ zu erwidern. Ich habe noch ehrliche Waffen genug, um die unehrlichen Angriffe L.'s von mir abzuwehren. Wenn ich mich nicht weiter mit ihm einlasse, so liegt der Grund darin, dass ich nicht gesonnen bin, die wenigen Tage, die mir bei meinem vorgerückten Alter noch verbleiben, darauf zu verwenden, um die Behauptungen seiner, von allen Ehrenmännern verurtheilten Schmähchrift im einzelnen zu widerlegen.

Zum Schluss gestatte ich mir, zur Aufklärung naher und entfernter Freunde der Geschichtsforschung auf das nunmehr wohl zum Abschluss gelangte Urtheil der wissenschaftlichen Welt über das berüchtigte Opus der L.'schen „Kritik“ hinzuweisen. Im Anfang des Jahres ging Herr L. mit zwei mehr oder weniger anerkennenden Besprechungen seines Pamphlets bei vielen potenten Persönlichkeiten unserer Stadt hausiren. Die erste Rolle spielte da-

bei eine Anzeige der „Studie“ aus der Feder Wattenbachs (D. L. Z. 14, 75), dessen Schüler Herr L. war. Wenn Wattenbach jetzt sieht, dass er mit der anerkennenden Besprechung, die er in seiner arglosen Gutmüthigkeit der Broschüre seines Schülers gewidmet, einsam dasteht, dass die „kritische Studie“ von seinen eigenen Universitätskollegen unsanft angefasst und von den berufensten Kennern der rheinischen Provinzialgeschichte als nichtsnutziges Pamphlet behandelt, dass er selbst in gelehrten Zeitschriften (Quidde IX. B. S. 342—343) sanft auf einige Irrthümer hingewiesen, ja dass seinem Schüler sogar das geistige Eigenthum der von ihm an der Berliner Universität geschriebenen Dissertation bestritten wird — dann wird er sich doch vielleicht gestehen, etwas unüberlegt gehandelt zu haben. —

Ungefähr gleichzeitig mit der Entgegnung des Herrn Dr. Wacker erschien in Nr. 24 des Deutschen Wochenblattes eine Anzeige der „Studie“ aus der Feder eines — um mit Lulvès zu reden — „Hauptvertreters der Geschichtswissenschaft“ an der Universität Breslau, nämlich des Herrn Prof. Kaufmann. Dass Prof. Lindner in Halle L. nicht beistimmt, ist schon an anderer Stelle erwähnt. Kaufmann hat „nicht ohne Verwunderung diese Kritik gelesen, die von einem Beamten des aachener Archivs an Personen geübt wird, die in Aachen leben und schreiben und deren Thätigkeit man ausserhalb Aachens kaum beurtheilen kann.“ — Sein Urtheil gipfelt in dem Schlussatz: „Diese Schrift hat jedenfalls nicht sowohl eine litterarhistorische als eine praktische Absicht“ — und damit ist ihr die wissenschaftliche Bedeutung a b- und der Charakter eines polemisirenden Pamphlets zugesprochen.

Auch die Rheinischen Jahrbücher (Heft 94, S. 167) nennen die L.'sche Broschüre ein „rein polemisches, oft sehr persönliches, wenig erfreuliches Schriftchen“.

Die deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft von Quidde befasst sich (IX. 342—343) zum zweiten Male (vergl. VIII S. 351) mit den historischen Vereinen in Aachen. Der Recensent sagt, dass es ihm schon in der ersten Besprechung zweifelhaft erschienen sei, ob ein so heftiger Angriff (wie der Lulvès'sche) sachlich gerechtfertigt sei, noch mehr, ob derselbe der Sache förderlich und der Kritiker persönlich zu seinem Vorgehen berufen wäre. Diese Skepsis sei auch in jenen Notizen zum Ausdruck gekommen, aber leider (in Folge eines Irrthums, der nicht hierher gehöre) nicht so entschieden, wie es seinem ersten unmittelbaren Eindrücke entspräche. Eine Veranlassung, auf die Angelegenheit noch zurückzukommen, sei zunächst durch zwei Recensionen der L.'schen Schrift gegeben. Die eine sei eine sehr anerkennende Anzeige aus der Feder eines verehrten Führers in historischen Dingen, des Geh.-R. Wattenbach (D. L. Z. 14, 75); derselbe habe aber den „Aachener Geschichtsverein“ mit dem „Verein für Kunde der Aachener Vorzeit“ verwechselt und irre wohl auch darin, dass der Abdruck werthloser Quix'scher Arbeiten in der Zeitschrift des letztern Vereins dem Aachener Urkundenbuch die Mittel fortnehme. Andererseits habe Jos.

Hansen im K. Bl. W. Z. 11, 228 die Schrift besprochen. Hansen, der den Verhältnissen, über die er (der Recensent) aus der Ferne nicht recht entschieden zu urtheilen wage, viel näher stehe, habe dort über die Fehler der L.'schen Schrift Treffendes geäußert. Ueber Wacker's „Entgegnung“ heisst es: „Ihr Hauptinhalt ist die an L.'s ganzem Verfahren geübte Kritik, die sich zum Theil über L. hinweg auch gegen dessen einstigen Vorgesetzten, Pick, richtet. Es ist nicht unsere Sache, in den Einzelheiten Partei zu nehmen, aber jedenfalls sollte man beide Theile hören, denn manche Dinge treten hier doch noch in ein anderes Licht, als sie selbst einem kritischen, aber nicht informirten Leser der L.'schen Schrift erscheinen werden.“

Endlich sei hier noch die Recension des Kölner Stadtarchivars Hansen erwähnt, dessen Beurtheilung der L.'schen „Studie“ in Quidde's Zeitschrift „treffend“ genannt wird und noch jüngst von Herrn Geheimrath Prof. Dr. Loersch aus Bonn bei der letzten General-Versammlung des Aachener Geschichts-Vereins als Fundament eines abschliessenden Urtheils acceptirt wurde. Er sagt im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschr. (XII Nr. 8 u. 9 S. 180—181): „Eine längere Entgegnung auf die im Korbl. XI (1892) Sp. 227 besprochene Schrift von Lulvès über die gegenwärtigen Geschichtsbestrebungen in Aachen ist von C. Wacker u. d. T. Die Aachener Geschichtsforschung (Aachen, Cremer, 1893) herausgegeben worden. Da wir zu der taktlosen Lulvès'schen Schrift bereits früher Stellung genommen haben, so können wir uns hier darauf beschränken, auf diese sachgemässe Entgegnung hinzuweisen. — Der Geschichte Aachens fehlen bekanntlich (was auch in den beiden erwähnten Schriften betont wird) die grundlegenden Quelleneditionen. Finanzielle Mittel für diese Arbeiten stehen seit Jahren bereit, es mangeln nur die Bearbeiter. Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt wäre es erspriesslicher gewesen, wenn L. die Vortheile, welche ihm seine Stellung am Aachener Archiv bot, benutzt und positive Leistungen auf diesem Gebiet versucht hätte, statt sich ausschliesslich auf die Beurtheilung fremder Arbeiten zu verlegen und in unfruchtbaren Nörgeleien Unterhaltung zu finden. Die durch seine Schrift entstandene unerquickliche Controverse hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Lage der historischen Bestrebungen in Aachen gelenkt. Hoffentlich hat das die gute Wirkung, dass die historische Thätigkeit in der alten Kaiserstadt neu belebt wird, und dass die lange projectirten grösseren Arbeiten eine energische Förderung erfahren.“

Offenbar hat Herr Dr. Lulvès mit seiner „kritischen Studie“ bei der wissenschaftlichen Welt sowohl als bei jedem rechtlich denkenden Menschen Fiasco gemacht. In einem Punkte ist der „Kritiker“ freilich von den Recensenten allzu glimpflich behandelt worden. Nachdem Dr. Lulvès von der Kritik als ein Mensch charakterisirt ist, der in seiner famosen „Studie“ das Mittel offener Täuschung nicht

verschmäht, der in seinem „ehrlichen Streben“ zahlreiche Angaben macht, die der Wahrheit ins Gesicht schlagen, der ein Pamphlet in die Welt geschickt hat, das durch und durch den Stempel der Unzuverlässigkeit und Böswilligkeit an sich trägt, ist die hierin zu Tage tretende wenig ehrenvolle Handlungsweise zu milde beurtheilt, ja theilweise mit dem Mantel der Liebe bedeckt worden, vielleicht aus Schamgefühl darüber, dass es überhaupt jemand versucht hat, die Welt in so unverfrorener Weise zu dupiren.

Nachdem nunmehr Herr Dr. Lulvès in die ihm gebührende Beleuchtung gestellt ist, steht er da in der vollen Nacktheit seines Charakters und seiner erborgten Gelehrsamkeit. Der geehrte Leser mag sich selbst sein Urtheil über ihn bilden. Hoffen wir, dass uns in den Kreisen der Geschichts- und Alterthumsfreunde niemals mehr Leute à la Lulvès begegnen. In Aachen sind wir froh, dass wir ihn los sind und gratuliren uns deshalb zu seiner Beförderung. Auf der einen Seite tritt Dr. Lulvès zusammen mit Geistlichen und Leuten schroffster ultramontaner Parteistellung in die Schlachtreihe gegen seine Gegner — auf der andern lässt er ruhig zu (um nicht mehr zu sagen), dass er im Berliner Tageblatt als Opfer ultramontaner Verfolgungssucht! gefeiert und seine Beförderung durch Herrn v. Sybel als eine „Genugthuung für die vielen in Aachen erduldeten gehässigen Angriffe“ der Ultramontanen dargestellt wird. — Das ist die Ehrlichkeit des Herrn Dr. Lulvès!

Im Kampfe der Meinungen kommt die Wahrheit zu Tage. Eine ruhige, sachliche, ehrlich gemeinte Kritik lässt sich Jeder gefallen, während es eine der Sache schädliche Erbitterung erzeugen muss, wenn knabenhafter Uebermuth nach der einen Seite mit allen Mitteln alles herunterzureissen sucht, nach der andern aber in byzantinischen Lobpreisungen aufgeht. — L.'s „Studie“ wird jedoch das Gute haben, dass sich die Aachener Geschichtsfreunde zu ehrlicher, gemeinsamer Arbeit um so fester aneinanderschliessen und in der Seite, von welcher die „Studie“ gekommen und inspirirt ist, einen Theil von jener Kraft erblicken „die stets das Böse will und stets — das Gute schafft“.



© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

R

G

B

W

G

K

C

Y

M



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



